

gesetzt werden (S. 121). Schon 1911/12 drückte sich V. Kallab hier bedeutend differenzierter aus; zu Recht, wie W. Baumann 1978 mit kurzem Blick auf die Werke selbst bewies.

Diese irreführenden Defizite werden in der chronologischen Übersicht (Kap. 3) gewissermaßen nochmals unterstrichen. Auch hier erscheint völlig undifferenziert alles, was Malogranatum heißt. Zwischen „echten“ und „unechten“ Werken wird überhaupt nicht unterschieden. Zudem aber erscheinen in der Rubrik „dzt. Standort“ Angaben aus Bibliothekskatalogen, die zum überwiegenden Teil aus der Zeit um die Jahrhundertwende stammen, mitunter noch älteren Datums sind, und zwar ohne daß die „Quellen“ jetzt genannt, geschweige denn überprüft oder gar auf ihren tatsächlichen „derzeitigen“ Stand gebracht wurden.

Es handelt sich hier also, wie der Autor selbst in seiner Schlußbetrachtung („Zum Handschriftenbestand des ‚Malogranatum‘, S. 149–163) nochmals (vgl. Vorwort) betont, um vorwissenschaftliche Anregungen: Es bleibe „die Zuverlässigkeit all dieser Angaben ... im Rahmen eines gezielten Forschungsunternehmens“ zu prüfen, „zu dem hier ein Anstoß gegeben werden“ sollte (S. 149f.).

Bottrop

Manfred Gerwing

*Lentner, Leopold: Prolog und Prooemium zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“.*

Heiligenkreuz-Wien 1984, 286 + XXX S. (Heiligenkreuzer-Studien NF 2).

Der Titel dieser Arbeit ist in dreifacher Hinsicht irreführend: Erstens setzt er voraus, daß das Malogranatum, jene um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Zisterzienserklster Königsaal bei Prag entstandene Anleitung zum frommen Leben, tatsächlich ausgestattet war mit einem Prolog und einem Prooemium. Zweitens insinuiert er, daß der Verfasser hier eine wissenschaftliche *Studie* vorlegt, die sich – drittens – ausschließlich mit dem Malogranatum beschäftigt.

Die erste Irritation bleibt bis zum Schluß bestehen. Der Verf. sagt mit keinem Wort, daß der Prolog, den er sogar noch übersetzt, nicht der Prolog der Handschriften, sondern der rund hundert Jahre später entstandenen Inkunabeln ist. Die Ausführungen im Abschnitt A (S. 6–92), speziell aber im Kapitel „Zweck und Text des Prologs“ (S. 30–43) werden damit zwar nicht völlig gegenstandslos, aber doch erheblich eingeschränkt. Dabei hätte ein vergleichender Blick in die Handschriften zum Malogranatum (z. B. in die der Münchener Staatsbibliothek) genügt, um festzustellen, daß sich a) erst allmählich – im Verlauf von zirka hundert Jahren – der Prolog in der Form durchsetzt, wie ihn die Inkunabeln zeigen, und daß sich b) mindestens zwei grundsätzliche verschiedene Überlieferungsstränge unterscheiden lassen; Beobachtungen a *prima vista*! Beobachtungen, die aber doch für die Erstellung eines Stemmas der zahlreichen heute noch existierenden Handschriften – Vorbedingungen für jede kritische Edition – relevant sein dürften.

Auch das Prooemium gibt es als solches ursprünglich im Malogranatum nicht. Ebenfalls hätte hier ein Blick in die Tabula der meisten Handschriften genügt, um fest-

zustellen, daß die ersten sechs oder sieben Kapitel (unterschiedliche Zählungen in den Handschriften) des Werkes genuiner Bestandteil des ersten Buches waren und erst im Verlauf der textgeschichtlichen Überlieferung als Proömium vom corpus unterschieden wurden (vgl. etwa die HS, die unter den vollständigen und sicher datierbaren HSS die älteste ist: Prag, UB VII D 16). Wenn dieses Phänomen übersehen wird, muß auch hier gefragt werden, ob die Ausführungen des Abschnittes B der vorliegenden Arbeit („Das Prooemium“, S. 93–140), speziell des Kapitels „Aufgabe des Prooemiums“ (S. 93–96) überhaupt noch thematisch relevant sind; zumal geistesgeschichtlich zwar weit ausgeholt (Anaximander, Platon und Aristoteles werden erwähnt), aber doch insgesamt der kompakt-komplizierte Traditionszusammenhang allzu grobkörnig skizziert wird.

Damit wären wir bei der zweiten Irritation, Stichwort: „Studie“. Diese Assoziation wird allerdings schon im Vorwort zurechtgerückt. Jedenfalls bezeichnet der Verf. seine Arbeit nicht als wissenschaftliche „Studie“, sondern – in korrekter Abgrenzung – als „Erkundung in Vorarbeiten“ (S. 3). Er betont redlicherweise: „Damit können die bisherigen wissenschaftlichen Abhandlungen nicht ersetzt werden, aber durch eine „extensive Zitation einen Überblick vermitteln“ (S. 4). Was allerdings mit „extensiver Zitation“ und „Überblick“ gemeint ist, wird dem Leser erst durch die weitere Lektüre klar.

Sie betreffen nur zur Hälfte das Malogranatum selbst (dritte Irritation!). Ab Seite 141 kommt in langen Paraphrasen Erbauliches vom heiligen Bernhard von Clairvaux (bis S. 253) zu Wort, zum Schluß noch (S. 254–268) Wilhelm von Thierry. Die „extensive Zitation“ und der „Überblick“ beziehen sich einzig und allein auf diese beiden Persönlichkeiten, vom Autor „frühzisterziensisches Erbgut“ (Abschnitt C, S. 141–268) genannt.

Abgesehen davon, daß auch diese Darstellung in höchst vorwissenschaftlicher Modalität geschieht, neuere Arbeiten und kritische Editionen kaum beachtend (vgl. Anmerkungsteil I–XXX), bleibt sie auf halbem Wege stecken: An keiner Stelle sagt der Verfasser im konkreten Blick auf den Text des Malogranatum, was der größte Teil der Arbeit, dieser Abschnitt C, mit unserem Königsaal-Dialog zu tun hat, wo und wie sich das frühzisterziensische Erbgut im „Granatapfel“ zeigt. Offensichtlich ist er der Meinung, daß die Parallelitäten und Affinitäten zum „Granatapfel“ so augenfällig und eindeutig sind, daß sie keiner näheren Erklärung mehr bedürften. Damit fällt aber der Verfasser nicht nur hinter den Forschungsstand seiner Zeit weit zurück, (schon 1911/12 wies V. Kallab auf den frühzisterziensischen, aber auch biblischen, patristischen, besonders augustinischen Einfluß hin). Er verengt dadurch dem Leser wie sich selbst den Blick für die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit der im Malogranatum ausgedrückten Spiritualität. Werden doch über siebzig verschiedene „auctoritates“ im Werk namentlich zitiert, wobei keineswegs Bernhard von Clairvaux, sondern Gregor der Große und Augustinus insgesamt am häufigsten zu Wort kommen. Von den zahlreichen anonymen Zitaten und denen, die als solche überhaupt nicht gekennzeichnet sind, einmal abgesehen.

Doch zurück zum Prooemium. Es soll – neben dem Prolog – wie das Vorwort betont, „einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Dazu kommt noch die Frage, wo die eigentliche geistige Grundlage vorzufinden ist. Sie kann sich deutlich

auf das Gedankengut des heiligen Bernhard und dessen Freund und geistesverwandten Wilhelm von Thierry gründen.“ (S. 3f.) Von diesem im Vorwort fixierten Vor-Urteil kommt der Verf. nicht mehr los: Die Blickverengung auf das „frühzisterziensische Erbgut“ nimmt hier groteske Züge an. Ihm fällt nicht auf, daß dieser Text keineswegs von Bernhard oder seinem Freund Wilhelm, sondern fast ausnahmslos wörtlich vom franziskanischen doctor devotus, von Bonaventura (aus seinem berühmten *Breviloquium* II, 10ff.), stammt.

Auch die Übersetzung des Prooemiums erforderte begriffsgeschichtliche Kritik. Manches stellt sich dem Sachkundigen dann ganz anders dar: nur – das überschritte den Rahmen dieser Rezension. In der Tat: hier liegt keine wissenschaftliche Studie vor; weder zum *Malogranatum* insgesamt noch zu „seinem“ Prolog, noch zum Prooemium. Der Verf. weiß es, betont es freimütig; zum Glück für die vorliegende Arbeit, zur Mahnung für die wissenschaftliche Forschung.

Bottrop

Manfred Gerwing

*Kenny, Anthony: Wyclif.*

Oxford University Press, Oxford-New York 1985, IX + 115 S. (Past Masters series).

Ein schmales Bändchen in der Reihe „Past Masters“ – einer Serie der „Oxford Papers“ – widmet sich einem heute fast vergessenen Meister der spätmittelalterlichen Philosophie und Theologie, John Wyclif († 1384). Der Autor Anthony Kenny ist als 63. Master of Balliol College ein Nachfolger auf dem Lehrstuhl, den Wyclif im 14. Jahrhundert innehatte.

In seinem Vorwort weist Kenny auf die Absicht seines Werkes hin, nämlich einen Mann zu erfassen, der philosophische Einsichten mit kirchlichem Reformeifer verband, und seine Bedeutung am Ausgang der Spätscholastik aufzuzeigen. Dabei nähert sich der Autor in 9 Kapiteln der Philosophie/Theologie Wyclifs und erklärt den Inhalt seiner Werke, immer im Hinblick auf die Traditionen Oxfords (William Occam, Duns Scotus). Er beginnt beim philosophischen Hauptwerk des Oxforder Philosophen, der „*Summa de Ente*“, und führt hin zu den großen Abhandlungen der Theologie, der Wyclif später in den Augen der Römischen Kirche zum Häretiker stempeln sollten. Kenny erläutert vor allem Wyclifs Ansichten über weltliche und geistliche Herrschaft als Teil seiner theologischen Summa. In diesem Zusammenhang wird außerdem die Meinung des Oxforder Doktors hinsichtlich der Gehorsamspflicht gegenüber der päpstlichen Autorität, die er nicht für automatisch gegeben hielt, einer kritischen Würdigung unterzogen. Anschließend zieht der Autor den Bogen in der philosophisch-theologischen Entwicklung Wyclifs von der fast erfolgten päpstlichen Exkommunikation bis zur tatsächlichen Verbannung durch einen Prozeß an der Universität Oxford. Als Ursache hierfür wird seine immer heftiger werdende Kritik an den Mißständen der Kirche genannt, die in den drei Werken über die Häresie gipfelte. Zuletzt skizziert der Autor das Nachleben der Ideen des „Reformators“, die nicht so sehr in England, als vielmehr in Böhmen und Mähren ihre hauptsächliche Verbreitung fanden (Hussitismus!).